



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Schützen zu Frankfurt und die Abgeordneten zu Berlin.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Schützen zu Frankfurt und die Abgeordneten zu Berlin.

Das größte Volksfest, welches die Deutschen seit dreihundert Jahren gefeiert haben, ist vorüber. Auch die lauten Stimmen der Tagespresse sind verrauscht, und die stille abschließende Erwägung gewinnt Raum in der Seele der Theilnehmer. Wieder haben sich die liebenswürdigen Eigenschaften deutscher Art glänzend bethätigt: ein fröhliches Hängen in der Stunde und dabei doch ein unaufhörliches Streben, dem Genuß des Augenblicks geistigen Inhalt und tiefere Bedeutung zu geben, eine großartige Gastfreundschaft, neidloses Anerkennen fremder Vorzüge, ein warmes Herz und ein billiger Sinn, nicht zuletzt Ordnung, Zucht, ehrbare Haltung. Aber auch neuer Gewinn, den das letzte politische Jahrzehnt dem Deutschen gebracht hat, war dort jede Stunde mit Freude zu erkennen, das frische Selbstgefühl des Städters, entschlossene Dispositionen, ein verständiges und festes Selbstregiment. Und was dem Fest wohl das beste Behagen verlieh, das war die Verbindung einer jugendlichen Bürgerkraft, welche freudig die Flügel regt, mit dem alten Wohlstand und der diplomatischen Umsicht einer flugen, vielersfahrenen Stadtgemeinde. Uns Deutschen ist sehr die Freude zu gönnen, welche wir über das Gelingen eines solchen Volksfestes empfinden, denn wir haben dergleichen nur zu lange entbehren müssen. Schon das Aeußerliche des Festes, die riesigen Dimensionen, der ungeheure Aufzug, die zahlreichen und schönen Preise, der ungestörte fröhliche Verlauf darf beim Rückblick ein angenehmes Selbstgefühl verleihen. Denn das Fest ist, wenn man die zehntägige Dauer ansieht, schon seinen Maßen nach das umfangreichste, welches je von einer Stadtgemeinde für gute Landsleute eingerichtet wurde*).

*) Das Straßburger Schützenfest von 1576, das größte des 16. Jahrhunderts, darf wohl mit dem Fest von Frankfurt verglichen werden. Zwar war die Zahl der Schützen sehr viel geringer, sie belief sich, Armbrust- und Büchsen-schützen zusammen gerechnet, noch nicht auf 2000 Mann, welche etwa 70 Orte vertraten. Aber in einer Zeit, in welcher das Reisen schwierig, gefährlich und theuer war und der gemüthliche Verband der einzelnen Landschaften weit geringer, haben solche Zahlen ganz andere Bedeutung. Auch dauerte damals das Festgewühl

Und noch höher hebt sich das Herz, wenn man die Gegenwart mit nicht fernem Vergangenen vergleicht. Wie hat sich seit dreißig Jahren das deutsche Leben umgewandelt. Wer in den Jahren, in denen die ersten deutschen Eisenbahnen gebaut worden, dem Senat und den Bürgern der freien Stadt Frankfurt vorgeschlagen hätte, ein Waffenfest für zehntausend heranziehende Jupen einzurichten, Bürgerschaft für die gesammten Kosten zu übernehmen, die Straßen der Stadt zum Empfange der Fremden mit Blumen zu schmücken, deutsche Fahnen zum Fenster hinaus zu hängen, etwa tausend zuziehende Schweizer brüderlich zu begrüßen, Toaste auf deutsche Einheit und ein Volksheer auszubringen, ja sogar Turnerknaben als Polizeimannschaft zu verwenden, der wäre als ein Wahnsinniger, oder als ein Demagoge von der allerschlechtesten Textur wahrscheinlich für einige Zeit dem Licht der Sonne entzogen worden. Und siehe, jetzt flatterte das dreifarbigige Banner über Bundespalais und Hauptwache, die abenteuerlichsten Trinksprüche klangen ungehindert und gefahrlos — und in der Regel nicht übermäßig beachtet — in die Lüste, Schweizer, Amerikaner und Tiroler tranken deutschen Wein vergnügt aus derselben Flasche, und kein Verständiger hatte bei alledem andere Empfindungen, als solche, welche sich in einem Lächeln ausdrücken.

Daß aber das Fest so glänzend gelang, dafür gebührt der Stadt Frankfurt ein Dank aller Deutschen. Die alte Reichsstadt hat sich in ihrem Festkleide, unter Blumen und Bannern, durch Lachen und Händeschütteln, durch schöne Preise und preiswürdigen Festwein, durch die freudigen Grüße und das Wehen von Taschentüchern seiner hübschen Frauen und Mädchen, vor allem aber durch sein treuherziges, patriotisches Wesen den Deutschen recht von Herzen lieb und werth gemacht, und diese Thatsache wird, so hoffen wir, die Einzelnen am besten für die Opfer und Anstrengungen entschädigen, die ihnen das Fest auflegte.

Es ist wahr, wer aufzumerken Lust hatte, dem war die Möglichkeit gegeben, eine ungewöhnliche Zahl von Toasten anzuhören; sie alle hinter einander zu lesen, würde eine der umfangreichsten Aufgaben sein, welche die Vaterlandsliebe dem Zeitgenossen auferlegt. Und wer sich die unnütze Arbeit machen wollte, dieselben nach ihrem innern Werthe politisch zu kritisiren, der würde sie classificiren müssen, wie jenes mürrische Schenkmädchen einer bekannten Posse ihren Grüneberger Wein, in schlechte, ordinäre und gute. Die schlechten und

weit länger, über vier Wochen. Und das Aufsehen, welches jenes Fest in einer Zeit, die doch an große Freischießen gewöhnt war, verursachte, scheint nicht geringer gewesen zu sein. Die bekannte Fahrt der Schweizer mit dem Breitkopf, die herzliche Aufnahme, welche ihnen zu Theil wurde und die politische Bedeutung des Schießens als eines Verbrüderungsfestes legen den Vergleich mit der Gegenwart sehr nahe.

gewöhnlichen bildeten die große Mehrzahl. Aber wir Deutsche, wie jung wir auch noch im öffentlichen Sprechen sind, haben doch bereits gelernt, dem schnellen Wort, welches bei einem Becher guten Weins in eine lustige und bewegte Versammlung hineingerufen wird, keine übertriebene politische Bedeutung beizumessen. Selten glückte einem Toast, die gehobene Stimmung zu steigern, man sieht nicht wenigen die Mühe an, ihr zu entsprechen. Das Uebertriebene und Phrasenhafte hat der Wind bereits verweht, einige gute Worte aber, so hoffen wir, werden fest haften, vor allem die, welche aussprachen, daß die höchste Bedeutung des Festes darin liegt, auch dem mäßigen und kleinen Mann durch die Verbindung mit tüchtigen Genossen gesteigerte Kraft und reichern Inhalt zu geben.

Denn was mehr als einmal in d. Bl. hervorgehoben wurde, daran soll jetzt in Fröhlichkeit wieder erinnert werden. Die politische Entwicklung der Deutschen geht seit etwa zwanzig Jahren einen sehr originellen Weg, einen echtdeutschen, dessen Krümmungen und Stationen uns eigenthümlich sind. In dem vielgetheilten Volke suchen die Einzelnen die Vereinigung in Wanderversammlungen. Kaum gibt es einen Kreis geistiger oder materieller Interessen, der nicht in den Sommermonaten seine Mitglieder zu ernster Besprechung und heiterer Geselligkeit vereinigt. Vor allen die Gelehrten, Philologen, Historiker, Juristen, Aerzte, Apotheker und wieder Theologen und Schullehrer, der Gustav-Adolph-Verein und die katholischen Vereine; dann die realen Interessen: Landwirthe, Forstwirthe, Bienenzüchter, Viehausstellungen, Eisenbahnvereine, Gasgesellschaften, Feuerwehren, gewerbliche Genossenschaften aller Art, bis zu den Sitzungen deutscher Gerber im Schatten der Wartburg, endlich die großen Genossenschaften der Turner, Säger, Schützen und des Nationalvereins. Dies Zusammenwachsen von hunderttausend Einzelnen ist im Ganzen betrachtet ein großartiger und höchst folgenreicher Proceß, er schafft gegenüber der politischen Isolirung in den einzelnen Staaten allmählig eine Gemeinsamkeit des deutschen Empfinden und Handelns, welche voraussichtlich ihre Gewalt gegenüber ungenügenden bestehenden Verhältnissen immer kräftiger geltend machen wird.

Beim Schützenfest haben die deutschen Schützen die Ueberlegenheit der Schweizer und der österreichischen Tiroler bereitwillig anerkannt. Den Stämmen der Hochgebirge ist die Schußwaffe bis in die neueste Zeit ein nationales Hausgeräth geblieben. Aber das Fest gab doch kein ganz richtiges Bild von der Waffentüchtigkeit der Deutschen am Schießstande. Bei uns ist der größte Theil der besten Schützen in den Kreisen zu finden, welche sich entweder aus Vorurtheilen spröde gegen das Fest verhalten haben, oder welche auf dem Schießplatz selbst ihre Fertigkeit zur Geltung zu bringen verhindert waren.

Und so sei hier beiläufig erwähnt, daß in dem technischen Brauch des Festes,

in der Schießordnung und der Methode um die Preise zu werben, für die Zukunft Modificationen nöthig sind. Die Einrichtung, welche man im vergangenen Jahre zu Gotha getroffen und mit einigen Abänderungen zu Frankfurt wiederholt hat, ist allerdings bei den großen Schießfesten auch anderer Nationen hergebracht. Sie ist in diesem Jahrhundert bei dem großen Freischießen der Schweiz ausgebildet worden, aber sie hat grade für die nationalen Schützenfeste der Deutschen einige Uebelstände. Denn sie isolirt den einzelnen Schützen auf dem Schießplatz zu sehr, und sie begünstigt zu sehr die Industrie, welche mit dem Namen „Brodschützenthum“ bezeichnet wird. Es mag einem Gentleman, der sich nicht zu den Ständen herandrängen und stundenlang auf die Aussicht warten will, einen Schuß zu thun, begegnen, daß er, zumal an den ersten Tagen, gar nicht zum Schießen kommt. Grade er wird deshalb am wenigsten im Stande sein, die Vorbedingungen zu erfüllen, welche ihm die Concurrenz auf den Hauptscheiben um die ersten Gewinne möglich machen. Da war der Brauch unsrer Ahnen einfacher und praktischer, und so wenig es gerathen sein dürfte, alle Gewohnheiten der deutschen Schützenfeste des 16. Jahrhunderts wieder lebendig zu machen, so sehr empfiehlt sich Einiges in der alten Schießordnung. Damals war das Hauptschießen streng von den Nebenscheiben geschieden. An dem Hauptschießen, für welches alle Hauptpreise bestimmt sind, nahm jeder Schütz nach einmaliger Zahlung seines Beitrages gleichen Theil. Die Zahl der Schüsse war vorher bestimmt und für jeden gleich, jeder erhielt seine Nummer und Reihenfolge in seiner Abtheilung; jeder durfte nur eine Waffe gebrauchen, welche bezeichnet wurde; jeder nahm nach Zahl seiner zusammenaddirten Ringe und Punkte Theil an den Preisen. Auch bei dem Hauptschießen wurden die besten Schüsse jedes Tages oder jeder Nummer mit Preisen versehen. Dabei war unbenommen, eine beliebige Anzahl anderer Scheiben zu freier Bewerbung mit Preisen zu versehen. — Bei solcher Schießordnung wurde das Freischießen in der That ein Concurrenzfest für jeden Schützen, was es gegenwärtig noch nicht ist. Es erhielt Spannung und Interesse am Schießen bei dem Einzelnen bis zum Ende des Festes, es brachte eine Ordnung und Gerechtigkeit in den Wettkampf, die jetzt durchaus vermißt wird. Dem Vernehmen nach wird die Schießordnung vor dem nächsten Fest einer Revision unterworfen. Es wäre zweckmäßig, dabei den alten nationalen Brauch so viel als möglich zu berücksichtigen.

Ohne Zweifel werden die Schießfeste der Deutschen, wenn ihnen durch etwa ein Jahrzehnt ungestörtes Gedeihen vergönnt ist, nicht unbedeutenden Einfluß auf die Wehrkraft der Nation ausüben. Die alten Schützengilden mögen sich in dieser Zeit aus einer für den Staat im Ganzen unnützen Existenz zu einer praktischen Organisation verjüngen, neue Vereine mögen neben ihnen entstehen, das Interesse an einer Hauptwaffe des modernen Krieges und die Fertigkeit im Gebrauch derselben mag allgemeiner werden. In jedem Falle wird

das mannhafte Gefühl der Waffentüchtigkeit auch viele kleine Leute stärker und fester machen. Wer weitere Schlüsse zu machen Lust hat, betrachte den Schützenbund näher. Die Theilnehmer sind in der großen Mehrzahl Männer von 25 bis 40 Jahren, in der Regel verheirathet, aus kleineren Kreisen des Lebens, aber besitzende, feste und zuverlässige Leute, sie gehören, wenn man von den Gebirgslandschaften des Südens absieht, und die Förster ausnimmt, in der ungeheuren Majorität den Städten an. Der Verein mag jetzt etwa 13.000 Mitglieder zählen, welche in Schießordnung und Schützenbrauch gemeinsame Ordnung erstreben, jedes zweite Jahr Gelegenheit erhalten, sich zu einem großen Schießfest zu versammeln. Wenn der Verein außerhalb Oestreich 100,000 Mitglieder zählte, so würden unter 36 Millionen Deutschen auf je tausend Menschen etwa drei Schützen kommen, schon eine solche Anzahl könnte sich selbstverständlich nur durch Delegirte bei dem allgemeinen Schützenfest theilnehmen. Die Mitglieder würden in den einzelnen Landschaften Schützenfeste einzurichten suchen. Sie würden in ihren Städten wahrscheinlich den Kern der etwa noch bestehenden Communalgarden oder Bürgerwehren bilden und ohne Zweifel diesem Institut größern Halt auch in Friedenszeiten geben. Bei einer nationalen Kriegsgefahr aber werden die jüngern Mitglieder des Schützenbundes Zuwachs einer städtischen Landwehr, die ältern in verzweifelte Fällen Führer eines möglichen Landsturmes werden. Ja noch mehr. Die friedliche Organisation des Schützenbundes kann bei einer großen Kriegsgefahr, welche langsam herannaht, auch ein Mittelpunkt werden für die Organisation von freiwilligen Bataillonen, etwa nach dem Muster der englischen Milizen.

Das alles kann werden, die Anfänge sind nach mehreren Richtungen bereits vorhanden. Aber man soll sich andrerseits auch klar machen, daß man von solchem deutschen Schützenbund nicht eine ungeheure und plötzliche Entwicklung kriegerischer Tüchtigkeit zu erwarten hat. Zunächst hat die Freude am Gebrauch der Schusswaffe in der großen deutschen Landebne ihre Grenze. Durch das bloße Schießen nach der Scheibe auf dem Stande wird die volle Kraft eines Risleman's durchaus nicht gewonnen. Dem Schützen der Hochgebirge ist mit dem Gebrauch seiner Waffe eine Anstrengung, Gefahr und Poesie verbunden, welche einige von den höchsten Eigenschaften des Mannes in ihm herausbildet, ihn selbst zu einer Art von populärem Helden macht, dessen Abenteuer auf hundert Andere anregend wirken. Im ebenen Lande wird dieser Reiz immer fehlen, selbst den vereinzelt Pächtern einer städtischen Hasenjagd. Vollends der mittel- und norddeutsche Landmann, — zur Zeit noch die größere Hälfte des Volkes — wird nur sehr einzeln, allmählig und bei bestimmten localen Veranlassungen sich entschließen, Schüsse zu werden. Ferner aber werden die Mitglieder des Schützenbundes voraussichtlich grade dem Theil der Nation angehören, der das werthvollste Material der Volkskraft enthält, Steuerzahler, Beamte im Volke, Ge-

schäftsmänner, welche nur bei großer Landesgefahr und nur auf kürzere Zeit von Haus und Hof entfernt werden dürfen. Was man gegen die höheren Altersklassen der Landwehr mit Recht geltend gemacht hat, das wird auch von ihnen gelten. Es wird demnach aus den besten politischen Gründen ihre Verwendung für nationale Kriegszwecke nur in sehr beschränkter Weise oder bei einer Erhebung der Nation zum Kampf auf Leben und Tod stattfinden dürfen. Wer also auch die Zukunft des deutschen Schützenbundes sehr freundlich und hoffnungsvoll ansieht, der wird sich doch zu hüten haben vor einer Ueberschätzung seiner directen militärischen Wichtigkeit. Die Schützen der Ebene werden immer eine unverhältnißmäßig geringere Bedeutung haben, als die der Berge, sie werden weder in zehn Jahren noch so lange überhaupt das gegenwärtige Staatensystem dauert, ein stehendes Heer in Deutschland unnütz machen. Und es wäre eine heillose und verschrobene Auffassung einer sehr gesunden und lobenswerthen Sache, wenn man den deutschen Schützenbund zu einem demagogischen Institut umbilden wollte. Das hieße ihn verderben, bevor er zu Kräften gekommen ist.

Wir alle wünschen, daß das sogenannte stehende Heer zu gleicher Zeit ein Volksheer sei. Aber kein Preuße von Urtheil meint ein Volksheer dadurch herzustellen, daß er die gegenwärtige Wehrkraft Preußens desorganisirt und an ihre Stelle unsre wackeren Gefellen in Leinwandjacke und Tzipe zusammentrommelt. Und man that dem Trinkspruch eines verständigen und hochverdienten Mannes aus dem Abgeordnetenhanse zu Berlin bitter Unrecht, wenn man seine Worte in so extremem Sinn deutete. Die Preußen sind gegenwärtig durch ihre Militärfrage heftig aufgeregt, einige Mängel des preußischen Heerwesens sind plötzlich sehr auffallend geworden, und es ist natürlich, daß in solcher Zeit die Uebelstände stärker beleuchtet werden als die Vorzüge, aber die Preußen wissen trotz alledem sehr gut, wie werthvoll ihr Heer, wie vortrefflich die Grundlagen desselben sind, sie wissen recht gut, daß das preußische Heer von allen Armeen großer Staaten am meisten dem Begriff eines Volksheers entspricht. Sie wissen endlich, daß sie ein unfertiger Staat sind, welcher wachsen muß, um nicht kleiner zu werden, und daß sie deshalb zwischen Rußland und Frankreich und den Magyaren und Slaven des befreundeten Habsburgs ein zahlreiches und schlagfertiges Kriegsheer nicht entbehren können, und daß sie zu alledem noch die Aufgabe haben, für ihre deutschen Landsleute unter den Waffen zu stehen.

Allerdings, wenn Preußen in der Lage wäre, in der europäischen Staatenfamilie eine ähnliche bescheidene und behütete Stellung einzunehmen, wie die Schweiz, und wenn in Deutschland die Vorbedingungen der Organisation dieselben wären wie in der Schweiz, dann wäre auch bei uns eine Heereseinrichtung möglich, wie sie nicht von Schweizern, sondern von Deutschen in der Schweiz uns leidenschaftlich empfohlen worden ist. Der Schweizer selbst

erkennt sehr gut, daß seine Heeresorganisation nur für die Defensiv- verwendbar ist, er weiß, daß die nothwendigen Vorbedingungen derselben grade in seinem Lande zu finden sind, ein freies und starkes Gemein- leben, trotziges Selbstregiment, angestammte Freude und Virtuosität im Gebrauch der Schußwaffen, im Ganzen betrachtet ein großer Wohlstand und die Gewöhnung und Fähigkeit des Mannes, seinen politischen Ideen große Opfer zu bringen. Er weiß, daß sein Heer für langgezogenen Krieg und mehrjährige Campagne durchaus unbrauchbar ist, und daß er in dem kleinen Lande auch gar nicht nöthig hat, um solche Kämpfe zu sorgen. Er rechnet endlich, daß sein Heer nur deshalb die öffentlichen Kassen verhältniß- mäßig wenig belastet, weil der einzelne Mann selbst einen unverhältnißmäßig großen Theil der Kosten trägt, und er weiß, daß mit diesem nationalen Heere es ihm niemals gelingen wird, sein Machtgebiet zu erweitern, sondern daß er damit gegen die stärkeren Nachbarn seine Heimath mannhaft vertheidigen wird, um zuletzt der Uebermacht mit Ehren zu unterliegen.

Allerdings einige von den Bedingungen, unter welchen die militärische Organisation der Schweiz möglich wurde, müssen auch wir für uns gewinnen. Wir ringen darnach, die communale Kraft und Selbständigkeit zu vergrößern, auch dem kleinen Mann von der Umsicht, dem praktischen Sinn, der Freude und dem Stolz auf die Heimath mitzutheilen, welche am Züricher See und in den Thälern von Bern heimisch sind. Auch wir arbeiten daran, unsre Jugend durch Turnspiele gewandt, die Männer durch Uebung im Gebrauch der Schußwaffe stärker zu machen. Aber es wäre Zeichen eines leichten Geistes, wenn man das sogenannte stehende Heer in Preußen deshalb für abolirt erklären wollte, weil von unsern Volksvertretern über neuen bessern Kreis- und Gemeindeord- nungen gearbeitet wurde und weil die Stadtcommunen grade jetzt willsfähig sind, für ihre Knaben Barren und Recke zimmern zu lassen. Es wäre Wahnsinn, eine Volksmiliz einzurichten auf der Grundlage erwünschter Culturzustände, die wir erst noch zu schaffen haben. Vorläufig liegt wenigstens in den östlichen Provinzen Preußens die Sache noch so, daß für die größere Hälfte der Rekru- ten, welche zum Militärdienst eingezogen werden, die Jahre des Dienstes zu- gleich eine Bildungsschule sind, welche ihre Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnung vergrößert, ihren mangelhaften Kenntnissen im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Landeskunde ein wenig zu Hülfe kommt und ihnen eine wärmere Em- pfindung für den Staat gibt, dem sie angehören. Ohne Zweifel könnte diese pädagogische und sittliche Einwirkung auf die armen Kinder des Volkes während der Dienstjahre noch vergrößert werden; daß im Ganzen bei uns die Dienst- zeit den Mann nicht herabdrückt, sondern heraushebt, das wird Niemand leug- nen, der sich je um die Arbeiter eines Gutes und einer Fabrik näher gekümmert hat. So muß bei uns jetzt noch das stehende Heer selbst einige von den

Bildungsmomenten in die Seelen tragen, welche die Schule, die Gemeinde, der Kreis noch nicht zu geben vermögen.

Wir protestiren auch gegen die Auffassung, daß unser stehendes Heer vielleicht nothwendig sei, dann aber ein nothwendiges Uebel. Solche Behauptung hat grade so viel Berechtigung als die, welche das Kreisgericht, die Polizeibehörde, den Steuerbeamten für nothwendige Uebel erklärt. Es wäre ohne Zweifel auch ein weit glücklicherer Zustand, wenn es keine Prozesse mehr gäbe, wenn die Diebe sich selbst in das Gefängniß setzten, und wenn jeder Staatsbürger seinen Antheil an directen und indirecten Steuern von sich selbst zu erheben und in einen großen Staatstopf abzuliefern die Zuverlässigkeit hätte. Da aber das Heer an jedem Tag des friedlichsten Jahres durch seine Existenz den Deutschen davor bewahrt, Franzose, Russe oder etwas Anderes zu werden, da wir, wie einmal der Lauf der Welt ist, mehr unserer Neigung gemäß finden, auf deutschem Boden Tugend zu üben als in Cayenne oder Sibirien, so wird man sich diese herkömmliche Einrichtung unseres civilisirten Lebens ebenso gut gefallen lassen, wie die Gewalten, welche das Recht unsrer Tage, den Frieden unsrer Nächte schützen.

Ludwig von Mühlensfels

als Gefangener der Stadtvoigtei in Berlin.

(1819—1820).

In Nr. 52 der Grenzboten von 1861 sind unter der Ueberschrift „ein Lüthowischer Ketter“ Aufzeichnungen des verstorbenen Geh. Justizraths Ludwig von Mühlensfels mitgetheilt worden. Damals sah der Leser vielleicht mit freudiger Theilnahme auf die Gestalt eines begeisterten willensstarken Jünglings, welcher in patriotischem Zorn auf seine eigene Hand in die Dennewitzer Schlacht hineinritt, preußische Truppen gegen den Feind trieb, ein Quarré sprengen, eine Fahne und ein Geschütz erobern half. Jetzt soll ein anderes Bild aus dem Leben desselben Mannes vorgeführt werden, worin dieselbe mächtige Willenskraft sich im Kampfe gegen ungesetzliche Gewaltthat der Staatsregierung bewährt.

Es ist jetzt ein Jahr, daß wir den Verlust des heldenhaften Mannes beklagen, der in seinem Wesen mehr von den Eigenschaften umschloß, welche